

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 46 (1942-1943)  
**Heft:** 21

**Artikel:** General Dufour  
**Autor:** Schulthess, H.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-672802>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 01.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## General Dufour

General Dufour gehört gewiß zu den bedeutendsten Schweizern. Sein Leben ist auch so abwechslungsreich und fällt in eine so interessante Zeit unserer Schweizer Geschichte, daß man sich immer wieder gern mit ihm beschäftigt. Er ist auch unser populärster General, schon deswegen, weil bis jetzt von den Heerführern des 1848 geschaffenen Bundesstaates er allein einen wirklichen Krieg zu führen hatte.

Henri Guillaume Dufour ist am 15. September 1787 in Konstanz geboren. Er gehörte einer alten Genfer Familie an, aber mit einer Reihe anderer wanderte sein Vater, Benedict Dufour, ein Uhrmacher, aus politischen Gründen aus Genf aus und ließ sich zuerst in Irland und darauf in Konstanz nieder. Auch die Mutter des Generals, Bernette Valentin, entstammte einer alten Uhrmacherfamilie, die manchen ehemaligen Hugenottenflüchtling unter ihren Ahnen zählte. Bei der Taufe, die von der Emigranten-Kolonie lebhaft gefeiert wurde, rezitierte ein Teilnehmer ein Gedicht, worin es gegen den Schluß vom Täufling hieß: „... nous verrons le petit grisois par ses vertues et son génie honorer le nom genevois“, was ja wirklich gänzend in Erfüllung gegangen ist. Infolge der durch die französische Revolution auch in Genf veränderten Verhältnisse konnten die Emigranten wieder in die Heimat zurückkehren. Der Vater Dufours bekleidete in der Folge wichtige Stellen in der Regierung der Stadt.

Der General scheint nicht gerade ein guter Schüler gewesen zu sein. Seine Sache war das Stillstehen nicht. Dafür war er in körperlichen Künsten um so gewandter, was auch seiner künftigen Bestimmung mehr entspricht. Für alles Militärische hatte er schon als Junge das regste Interesse. „An des Knaben Tun erkennt man den Mann.“ Bei den Straßenschlachten der Genfer Jugend entwarf er den Plan und hatte die Führung inne, auch wenn viel ältere dabei waren. Unermüdetlich war er im Soldatenspielen mit seinen Altersgenossen nach dem Vorbild der französischen Soldaten, die damals als Besatzung in Genf lagen.

Als er sich mit 17 Jahren für einen Beruf entschließen mußte, hörte er von der Gründung

der Ecole polytechnique in Paris, die Techniker und Militärs ausbildete. Er erkannte darin recht eigentlich seine Bestimmung und erwirkte schließlich von den Eltern die Erlaubnis zum Besuch. Freilich die Mittel zu diesem Studium aufzubringen war nicht so leicht. Dufour gehörte nicht zu den Jünglingen, denen durch vermögliche Eltern alle Wege geebnet sind. Durch Privatstunden, durch finanzielle Hilfe guter Freunde wurde das Schulgeld zusammengebracht. Dufour tat alles, um die Einschränkungen, denen sich seine Eltern deswegen unterziehen mußten, möglichst zu verkürzen und die in ihn gesetzten Hoffnungen zu rechtfertigen. Als 140., das heißt fast als letzter, war er in das Polytechnikum aufgenommen worden, durch Fleiß und gute Leistungen war er nach einem Jahr an die fünfte Stelle gerückt. Nach zwei Jahren wurde er Unteroffizier und konnte durch den eigenen Sold auch zu seinem Unterhalte beitragen. Wichtig für seine spätere Laufbahn war auch, daß er wertvolle Freundschaften schloß mit Männern, die später hohe Stellungen im französischen Staate bekleideten.

Als Offizierschüler bezog er 1809 die Schule von Metz, die für die Genietruppen bestimmt war, welcher Waffengattung sich Dufour entsprechend seinen technisch-mathematischen Fähigkeiten zugewandt hatte. Es durchtobten damals Napoleons Kriege den Kontinent, und die Aspiranten mußten nicht zu lange auf eine Verwendung warten. Die Begeisterung für den großen Korsen, die Dufour zeitlebens blieb, und der jugendliche Mut hätte es ihm wünschbar erscheinen lassen, an den großen Schlachten mitzuwirken, er wurde aber nach der Insel Korfu beordert, für die Errichtung von Befestigungen. Mit einigen Kameraden unternahm er die Reise über Florenz, Rom, Bari, nachdem er sich noch eines kurzen Urlaubs im Schoße der innigst geliebten Familie in Genf hatte erfreuen dürfen. Der Aufenthalt auf Korfu wurde für die Entwicklung unseres Helden von großer Bedeutung. Als Kommandant einer Geniekompagnie, als Offizier des Besatzungsstabes vervollkommnete er sich nicht nur in seiner Waffengattung, sondern über-



haupt in der Truppenführung. Die Berührung mit den so ganz andersartigen Verhältnissen des Orients erweiterte seinen Horizont, was für den in der Enge der Heimat aufgewachsenen Schweizer immer so wertvoll ist. Um ein Haar freilich wäre der zu Großem für unser Land Bestimmte nicht mehr von dem wunderschönen Eiland im ionischen Meere zurückgekehrt. Bei einer Offiziersexkursion nach der benachbarten epirotischen Küste wurde das kleine Fahrzeug von den feindlichen Engländern überrascht. Eine Kugel traf gerade den Pulverkasten, so daß das Fahrzeug entzweigerissen und Dufour lichterloh brennend ins Meer gestürzt wurde. Mit der größten Anstrengung konnte er sich eine Zeitlang in der schweren Uniform, mit dem Hute auf dem Kopfe, über Wasser halten. Als er in ein Boot geborgen wurde, verursachte der eisige Wind dem über



und über mit Brandwunden Bedeckten die furchtbarsten Schmerzen. So schwebte er lange Zeit im Lazarett zwischen Leben und Tod, wozu auch noch die Ungeschicklichkeit eines Krankenwärters beitrug. Als er endlich genesen war, war der Krieg zu Ende, Napoleon war abgesetzt worden, und die Bourbonen hatten wieder Frankreichs Thron bestiegen.

Mit seiner Truppe kehrte der junge Hauptmann, — denn dazu war er infolge seiner Leistungen avanciert — nach Frankreich zurück. In Marseille, das ganz royalistisch gesinnt war, suchte man die Soldaten abwendig zu machen. Unter dem Vorwand des rückständigen Soldes

kam es auf dem Weitermarsch in Aix zu einer Meuterei. Da zeigte Dufour, daß er Unerschrockenheit und persönlichen Mut besaß. Er hielt die wütend auf ihn Eindringenden im Zaume und streckte einige mit dem Degen nieder, bis ihm die andern Offiziere Hilfe brachten. Die kurze Zeit bis zur Flucht Napoleons von Elba und der Wiederaufrichtung seiner Herrschaft in Frankreich verlebte Dufour in Genf, da er Louis XVIII. nicht dienen wollte. Während der sogenannten „100 Tage“ war er bei Befestigungsarbeiten in Lyon beschäftigt, die er zur vollen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten ausführte.

Nach der endgültigen Verbannung Napoleons



nach St. Helena weilte Dufour in Genf. Er gehörte nun zu der großen Schar der verabschiedeten Offiziere, den sogenannten demi-solde, d. h. den auf halben Sold Gesezten. Damit konnte er freilich nicht leben. In den höhern Schulen seiner Vaterstadt fand er als Lehrer für technische und mathematische Fächer Beschäftigung, wie er auch als Ingenieur bei öffentlichen Arbeiten herbeigezogen wurde. Als er 1817 eine Aufforderung zur Übernahme eines militärischen Kommandos in Frankreich erhielt, wozu er Franzose hätte werden müssen, stellte sich ihm die Frage, ob er Frankreich, dem er von Herzen zugeneigt war, oder der Schweiz, zu der nun Genf als 22. Kanton gehörte, dienen wollte, in voller Schärfe. Nach einem innern Kampfe entschied er sich für das letztere. Die Schweiz hat ihre Unabhängigkeit wieder erhalten, und er will sich dem Vaterlande so nützlich als möglich erweisen. Das gelingt ihm vor allem auch als Leiter der Offiziersschule, die auf seine Initiative hin in Thun gegründet wird. Das schweizerische Heer war damals noch aus den verschiedenartigen kantonalen Kontingenten zusammengesetzt und entbehrte ganz der Einheitlichkeit und Schlagkraft. Die Bildung eines gleichmäßig ausgebildeten Offizierskorps war deshalb von großer Bedeutung. Auch für die Weckung des nationalen Geistes versprach sich Dufour daraus viel. Während er aber in eidgenössischen Diensten nur den Hauptmannsgrad bekleidete, war er von der kantonalen Regierung schon zum Oberstlieutenant ernannt worden, was uns heute direkt spaßhaft vorkommt.

Die Reorganisation des eidgenössischen Heeres war nun Dufours Hauptanliegen für die nächsten Jahrzehnte neben seiner Tätigkeit als Stadt- und Kantonsingenieur, der die Straßen verschönerte, kühne Brücken baute, die seinen Ruf sogar im Ausland verbreiteten. Als Grundlage allen militärischen Fortschritts erkannte auch er die absolute Disziplin, hierin dem unbeugsamen Ulrich Wille gleichend. Mancher bisher recht gemüthliche Offizier bekam des Genfers scharfe Hand zu spüren. In Thun war es auch, daß er die Bekanntschaft mit Prinz Louis Bonaparte machte, der damals in Arenenberg mit seiner Mutter im Exil weilte und als Offizier die Kurse mitzumachen wünschte. Dufour war der rechte

militärische Mentor, und die Dankbarkeit des spätern Franzosenkaisers war denn auch lebenslang groß, wenn sie sich auch nicht immer politisch für unser Land auswirkte. Der General war später öfters in Paris. Die Bewohner dieser Stadt fragten sich erstaunt, wer denn der Mann in schlichter grauer Zivillleidung sei, der an der Seite des Kaiserpaares zu den großen Festen und Empfängen fuhr. Auch mit andern Großen dieser Erde pflegte Dufour regen Verkehr, wurde von ihnen aufgesucht und verehrt.

Im Jahre 1833 begann Dufour ein Werk, das neben dem Sonderbundskrieg seinen Namen vor allem bekannt gemacht hat: die sogenannte Dufourkarte. Es war die erste auf genauen mathematischen Vermessungen beruhende Karte der Schweiz. Sie wurde aus militärischen Gründen von der Tagsatzung gewünscht, wobei aber die Entschädigungen äußerst gering waren. Dufour erhielt jährlich für die Leitung der vielen Vermessungen, Exkursionen, Berechnungen, die er mit einem Stabe von Mitarbeitern während vieler Jahre machte, ganze Fr. 400. Es war also recht eigentlich ein Opfer im Dienste des Landes. Die Karte lag 1864 in 25 Blättern vollendet da. Nicht nur erfüllte sie ihren militärischen Zweck aufs vollkommenste, sie gab auch infolge ihres künstlerischen Gehaltes der Touristik einen Aufschwung. In guter Berücksichtigung des Gebirgscharakters unseres Landes hatte Dufour anstelle der senkrechten Schattierung oft eine schräge gewählt, was das Bild ungemein plastisch und lebendig machte. So ist es gerechtfertigt, daß der höchste Gipfel unseres Alpenmassivs im Monte Rosa den Namen Dufourspitze erhielt.

Die Einzelheiten des 1847 ausgebrochenen Sonderbundskrieges setzen wir als bekannt voraus. 1827 war Dufour Oberst geworden, während der Wirren unlänglich der Pariser Juli-revolution 1831 Generalstabschef, dann Generalquartiermeister. Durch zahlreiche Schriften über militärische Fragen hatte er selbst den Blick des Auslandes auf sich gelenkt. So war es nur natürlich, daß die Tagsatzung Dufour, der in seiner Person Genf und die Schweiz recht eigentlich verband, die Leitung der kriegerischen Auseinandersetzung anvertraute. Bekannt ist das Wort eines zeitgenössischen Historikers: „An Du-



four machte die Tagsatzung einen Gewinn, der ein halbes Heer aufwog". Dufour fühlte die schwere Aufgabe, die er dabei übernahm. Sein Bestreben ging auf eine möglichst humane Kriegsführung, da es sich ja bei dem Gegner um Bürger des eigenen Landes handelte. In den Proklamationen an das Heer, an die Bevölkerung wird dieser Gesichtspunkt immer nachdrücklich betont. Daneben aber zeigte er, daß er ein ganzer Mann war, der selbständig und energisch zu handeln wußte. Zuerst einmal gegenüber seiner eigenen Familie, die von ihrer konservativen Grundeinstellung aus die Annahme des Oberkommandos nicht billigte und dem Vater und Gatten Vorhaltungen machen wollte. Dann aber auch gegen die vielen Besserwisser und Viertischstrategen, die das anfänglich bedächtige Verhalten des Generals kritisierten und meinten, es solle überallhin, wo die Bevölkerung es wünschte und sich bedroht fühlte, Truppen hingeschickt werden. Dufour hatte seinen Plan, nach dem die Hauptmacht an den wichtigsten Stellen eingesetzt werden und so rasch eine Entscheidung herbeigeführt werden sollte, und daran hielt er fest. Wenn es zu einem schnellen Sieg über den Sonderbund kam, so lag er damals doch nicht so ganz auf der Hand, wie aus ausländischen Pressestimmen hervorgeht. Von Freiburg meinte ein französisches Organ, daß die Stadt zwar fallen werde, daß ihre Einnahme aber ein solches Blutvergießen verursachen würde, daß sich die zivilisierte Welt mit Schrecken und Verachtung abwenden werde. Die Widerstandskraft der innern Kantone schätzte man sehr hoch ein. So verursachte die Kapitulation des vom übrigen Sonderbund isolierten Freiburg, schon bevor es zur eigentlichen Belagerung gekommen war, eine große Überraschung und einen untwiederbring-

lichen Prestigeverlust für den Sonderbund. Dufour zeigte sich auch als guter Armeepsychologe, daß er von allem Anfang an der regelmäßigen Soldzahlung und Verproviantierung große Aufmerksamkeit zuwandte. Bei der Ungewohntheit der Truppen des erst geschaffenen eidgenössischen



*Gefecht bei Gislikon: Oberst Ziegler feuert seine Truppen an*

Heeres war das von Wichtigkeit. Uns Heutigen wird es auffallen, wie damals schon ein zweimaliges Campieren im Freien Mitte November als eine große Strapaze angesehen wurde. Bei den Operationen gegen die Innerschweiz hatte der General den Hauptangriff gegen das Zentrum der feindlichen Stellung zwischen Neuf und Zugersee angeordnet, während im Norden und von der Seite des Kantons Bern nur defensiv verfahren werden sollte. Die Wahl der Truppenführer, die sich Dufour als Bedingung der Kommandoübernahme selbst vorbehalten hatte, rein nach ihren militärischen Leistungen, und die von ihm eingeführte strenge Disziplin, die eigenmächtiges Vorgehen ausschloß, waren die unumgänglichen Voraussetzungen zum Gelingen dieses Vorgehens. Es sollte nach Dufours eigenen Worten der Stier bei den Hörnern gepackt werden. Bei Gislikon und Meyerskappel war es das mutige Verhalten der Offiziere, eines Egloff und Ziegler, die der Mannschaft vorangingen



und sich todesmutig dem Kugelregen aussetzten, das den anfänglich kritischen Stand der Gefechte wiederherstellte. Wir haben somit im Sonderbundskrieg schöne Beispiele soldatischer Aufopferung von Offizieren, während ein demagogisches Geschwätz so oft dem gemeinen Mann den alleinigen Anteil am kriegerischen Erfolg zuschreiben will. Nachdem Zug schon am 23. November kapituliert hatte, öffnete am 24. auch die Stadt Luzern ihre Tore, am 29. November unterwarf sich als letzter Sonderbundskanton auch das Wallis. Innert der Zeit von 14 Tagen war der ganze Feldzug durchgeführt und zwar mit einem Minimum von Blutvergießen. Die eidgenössische Armee zählte nicht mehr als 78 Tote und 260 Verwundete. Mit Recht erkannte das In- und Ausland darin das Genie des eidgenössischen Oberbefehlshabers. Der Ruhm Dufours war in aller Munde; von weit her kamen Huldigungsbriefe und Gedichte. Man machte dem erfolgreichen Strategen verlockende Angebote, so von der Pfalz, die ihm das Kommando der Aufständischen übertragen wollte. In der Schweiz ist an Ehrungen Dufours kein Ende, wobei dieser sich ihrer direkt zu erwehren bemühte. Frauen und Mädchen stückten Kissen und Tücher, Triumphportale wurden errichtet, von Bern und andern Kantonen erhielt Dufour das Ehrenbürgerrecht, von der Tagsatzung einen Ehrensäbel und eine Gratifikation von Fr. 40 000.— etc. Wenn wir beim gegenwärtigen Kriege sehen, wie auch bisher erfolgreiche Generäle plötzlich kaltgestellt, ja unter Umständen für jeden Rückschlag verantwortlich gemacht werden, so war früher der Generalsberuf doch noch dankbarer und das Verdienst noch mehr gewürdigt.

Auch in den spätern Jahren hat Dufour seine hohen militärischen und diplomatischen Talente noch zu wiederholten Malen in den Dienst seines Landes gestellt. So vor allem bei der Grenzbesetzung von 1849 anlässlich des badischen Aufstandes, 1856/57 beim sogenannten Neuenburger Handel, als Preußen Wien machte, die Schweiz anzugreifen, und in der Savoyer Frage 1860, wo es fast zum Kriege mit Frankreich gekommen wäre. Begeistert stellten sich die Milizen jeweils unter das Kommando des populären Heerführers. Die Differenzen, die noch vor ein paar Jahren

zwischen Sonderbündischen und Liberalen bestanden hatten, waren vollständig vergessen, die Soldaten, die sich auf dem Schlachtfelde gegenübergestanden waren, widmeten sich der gemeinsamen Aufgabe.

Als Dufour 80 Jahre alt war, trat er aus dem Generalstab zurück, die weitere Vervollkommnung des schweizerischen Heerwesens nun jüngern Kräften übergebend. Noch betätigte sich sein reger Geist in der Veröffentlichung wissenschaftlicher Abhandlungen, die verschiedensten Gebiete betreffend. Er beteiligte sich an der Gründung des entstehenden internationalen Roten Kreuzes, wie er auch mitwirkte bei manchen andern Organisationen zur Linderung menschlicher Not und Leiden. Streng geregelt war sein Tagewerk während der letzten Jahre auf seinem Landgut in Contamines bei Genf. Er liebte es, Gäste zu empfangen und die verschiedensten Themen mit ihnen zu behandeln, doch Schlag 10 Uhr erhob sich der Greis und begab sich zur Ruhe nicht ohne vorher gewissenhaft die Uhr aufgezogen zu haben. Seine Kleider reinigte er stets selber. Sonntags war er regelmäßig am gleichen Platze in der Kirche von Caux-Vives zu sehen. Als 30-Jähriger hatte er sich mit Susanne Bonneton, der Schwester eines von ihm sehr geliebten, aber früh verstorbenen Jugendfreundes, vermählt. Dieser sehr glücklichen und harmonischen Ehe entsprangen vier Töchter. Von ihnen und ihren Familien umgeben starb der General nach kurzer Krankheit am 14. Juli 1875.

Bei der Beerdigung, die unter Anteilnahme des ganzen Schweizervolkes vor sich ging, würdigte der damalige Bundespräsident den Verstorbenen vor allem als Patrioten und Mann eines großen Pflichtgefühls. Dreimal hatte das Land sein Geschick in Dufours Hände gelegt. Wenn wir dem Vaterland ein Opfer bringen sollen, sagte der Redner, so sollen wir uns als eines Vorbildes immer Dufours erinnern. Heute wird uns auch vor allem wertvoll sein, wie eifrig und überzeugt sich der General über die Möglichkeit, die Neutralität aufrecht zu erhalten, ausgesprochen hat. Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges 1870 erschienen in der ausländischen Presse zweifelnde Stimmen über diesen Punkt. Da schrieb Dufour an den französischen Kriegs-

minister Leboeuf einen Brief, von dem er auch den Bundesbehörden Kenntnis gab; er garantierte nicht nur für den Willen, sondern auch für

die Möglichkeit und Kraft der Schweiz, gegen wen es auch immer sei, die Neutralität zu verteidigen, was von großer Wirkung war.

Dr. H. Schultzeß.

## Der General

Der Jura silbert herbstlich auf,  
Die Straße windet Stauf um Stauf. —  
Ein weites Tal hält uns im Arm,  
Und Sonne überfällt uns warm.

Es ist noch weit, es wird noch hart,  
Noch mancher Stachel aufgespart —  
Uns bellt der Krieg ans Kn'ie ans Knie:  
Und manche Angst im Dunkeln schrie.

Da zuckt's und rauscht: Der General!  
Und jedem wird der Atem schmal.  
Ja, einer lenkt das schwache Heer.  
Wir sind sein Hammer, sind sein Speer.

Die Erde dort- der goldne Streif —  
Die Nacken werden steil und steif:  
Und trotzend hoch im Jugendrot  
Ziehn wir nach altem Korn und Schrot.

Sein ungeheures Angesicht  
Erschreckt uns nicht, erschreckt uns nicht:  
Und aus dem schweren Munde tönt  
Ein tiefes Wort, das uns versöhnt.

Konrad Bänninger

## Der 10. August 1792

In der Nacht vom 9. auf den 10. August rücken die Uhren im Königsschloß der Tuilerien langsam auf zwölf zu. Alle Zimmer sind gedrängt voll, gegen siebenhundert Herren in Schwarz sind da; rote Schweizer, starr wie Felsen, sind da; das Ministerium ist da, ein Gespenst, das mit Syndikus Koederer und mit Ratgebern um Ihre Majestäten schwebt. Horcht! Durch die ruhige Mitternacht tönt eine ferne Sturmglocke. Wahrhaftig, Turm um Turm stimmt das Sturmlied an. Schwarze Hofleute lauschen an den offenen Fenstern. Das ist die Sturmglocke von Saint-Roch, das die von Saint-Jacques, das die von Saint-Germain. Ja, auch die Stadthausglocke stürmt; Marat selbst, Marat ist's, der dort am Seil zieht. Marat zieht am Glockenseil. Robespierre ist für die nächsten vierzig Stunden unsichtbar; gewisse Menschen haben eben Mut, und andere Menschen haben so gut wie keinen Mut.

Und König Ludwig? Er hat sich einen Augenblick niedergelegt, um zu ruhen; als er wieder erschien, hatte seine Perücke auf der einen Seite

den Puder verloren. Aber sonst ist man in den Tuilerien, da ja der Aufstand noch nicht kommt, ziemlich heiter und zuversichtlich, und es läuft sogar ein Witz herum: die Sturmglocke, wie eine ausgetrocknete Milchkuh, gibt keinen Ertrag. Und so kommt auch für die Tuilerien der Morgen des 10. August 1792 heran. Schwester Elisabeth führt die Königin zum Fenster: „Schwester, sieh den schönen Sonnenaufgang gerade über der Jakobinerkirche!“ Wenn doch das Sturmläuten nichts einbrächte! Ungefähr um fünf Uhr hört man vom Garten her ein heulendes Jauchzen, und man vernimmt die Worte: Es lebe die Nation! Denn es ist Majestät eingefallen, die Truppen zu mustern; und die vordersten Reihen haben so geantwortet. Die Königin bleibt ruhig und fest; die österreichische Lippe und die Adlernase traten heut noch mehr hervor als sonst und gaben ihrem Antlitz eine kühne Würde. O, du Theresias Tochter! Wenn nur die Sturmglocke nichts einbrächte!

Aber die Sturmglocke bringt etwas ein, hat